Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 19

Artikel: Der Mutter Vorbild

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638059

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hand mit besonderer Wärme, und als sie im Walde waren, veränderten sich auf einmal ihre Stimmen, jedes ihrer Worte schien zu lachen. Sie hatten ihm einen Brief aufgesetzt, und er hatte ihn unterschrieben, der Hof war so viel wie verkauft.

Man wollte die Abmachung vor Grite geheimhalten, aber die Kinder konnten ihre Freude nicht verbergen; noch am gleichen Abend platzte die Wahrheit heraus. Nun kehrte der Unfriede erst recht im Tobelhof ein, Grite spielte die Hintergangene, Aufgeopferte, nannte die andern Verräter und fand des Scheltens und Anklagens kein Ende. Alle wichen ihr aus, besonders der Bauer. Der Hof schien durch ihren Mund zu seinem Gewissen zu reden, er hörte das Wort Verräter so oft, daß es sich in seine Seele einfraß und ihn überall quälte und anklagte. Um den Vorwürfen auszuweichen, ging er nun fast täglich fort, schritt von Dorf zu Dorf und erkundigte sich nach käuflichen Gütern. Jeden Tag sah er sich ein anderes an; keines wollte ihm gefallen, sie waren entweder zu groß oder zu klein, zu schlecht unterhalten oder zu stark zerstückelt, zu tief im Dorfe drin oder zu nah an der Stadt, und immer zu teuer. Saß er abends müde, verdrossen und wortkarg zu Hause am Tisch, so stichelte Grite: „Gelt! einen Hof verkaufen kann jeder Narr, wenn man aber einen kaufen will, darf man nicht Tobelhans heißen! Was gilt's, du kaufst noch den Speck bei den Mäusen!"

Endlich glaubte er in Nesselbach etwas Rechtes gefunden zu haben, drei Tage nacheinander brachte er auf dem Gute zu und schloß den Handel ab. Er meinte Freude in den Tobelhof zu bringen, aber die frohe Botschaft wurde mit kurzen, trockenen Aussprüchen entgegengenommen. Grite sagte: „Ich will den Kram erst selber sehen!" Heinrich brummte etwas vom See, und Pauline meinte schnippisch, man nenne die Nesselbacher „Mölche", der Vater habe sich da keinen hübschen Namen gekauft.

Tags darauf ging der Vater mit den Kindern nach Nesselbach und erlebte ein großes Mundverziehen und Nasenrümpfen. Pauline erklärte rundweg, sie ziehe nicht in das Nest, sie habe sich schon lange vorgenommen, in der Stadt einen Platz zu suchen, jetzt sei der Entschluß fest.

Als die drei mißmutig nach Hause kamen, empfing sie Grite mit geheimnisvoller Miene und führte sie in die Nebenstube, wo auf dem Tischchen Bankscheine und Goldstücke aufgeschichtet waren. Das Geld für den Hof war an dem Tage gebracht worden. Der Bauer überzählte es laut, die andern sahen ihm mit aufgerissenen Augen zu und zählten nach. Dann saßen sie lange einander schweigsam gegenüber und brüteten vor sich hin. Die Kinder hatten rote Köpfe.

Grite sprach zuerst und setzte alle in Erstaunen. „Wer so viel Geld hat, ist ein Herr", sagte sie protzig. Seit der Bote dagewesen, hatte sie vor dem Geld gesessen, es von einer Hand in die andere gelegt, aufgeschichtet und wieder gezählt und sich daran berauscht. „Hättest du nicht so früh losgeschlagen", fuhr sie spitzig fort, „sie hätten dir noch mehr gegeben; aber freilich, die Grite fragt man nie." Innerlich billigte sie nun den Handel, das Geld hatte sie umgestimmt, bestochen, aus dem Hof mochte nun werden was wollte.

„Wenn wir nur das Haus in Nesselbach nicht hätten!" warf Heinrich ein, und Pauline murmelte vor sich hin: „Hätt' ich doch meinen Teil von dem Geld! Wer das Geld hat, hat die Wahl!"

Der Tobelhans reichte jedem ein Goldstück als Trinkgeld und gab ihnen dann zu verstehen, daß er allein sein möchte.

Als sie gegangen waren, stieß er das Geld von sich und sagte dumpf: „Nun bin ich heimatlos." Ihm war, zum erstenmal verstehe er das Wort Heimat. Er war aus dem Hof hervorgewachsen wie der Nußbaum aus dem Baumgarten, das Korn aus dem Acker, das Gras aus der Wiese. All seine Kraft, all sein Denken und Tun, all sein Leben hatte er aus diesem Boden gezogen wie vor ihm sein Vater, sein Großvater und Urgroßvater. Er gehörte zu diesem Boden und war ein Teil davon, die Trennung war eine Torheit, ein Verbrechen, eine Sünde gegen sein Leben.

Was konnte ihm Nesselbach sein! Das würde nie eine Heimat abgeben, das blieb totes Land. Mit dem Tobel verband ihn eine Art Verwandtschaft, der Hof hatte etwas wie eine Seele, und nun war diese Seele verkauft, dem Tode verschachert.

„Oh, daß ich den Handel einging!" seufzte er. „Ich hätte um meinen Hof streiten sollen, wie ein Volk für sein Land streitet, mit Nägeln und Zähnen, und ich habe mich übertölpeln lassen! Ich bin es nicht mehr wert, eine Heimat zu haben. (Fortsetzung folgt.)

Das Blumenbeet.

Von Wolfgang v. Goethe.

Das Beet, schon lockert
Sich's in die Höh',
Da wanken Glöckchen
So weiß wie Schnee;
Safran entfaltet
Gewalt'ge Glut,
Smaragden keimt es
Und keimt wie Blut.
Primeln stolzieren
So naseweis,
Schalkhafte Veilchen,
Versteckt mit Fleiß;
Was auch noch alles
Da regt und webt,
Genug, der Frühling,
Er wirkt und lebt!

Der Mutter Vorbild.

Von Alfred Huggenberger.

Es war ein klarer Sommermorgen; die Sonne stand noch nicht hoch über dem Morgenwald, als wir dem sauern Tagwerk Aug in Aug gegenüberstanden. Auf dem Aehrenmeer machte ein leiser Wind kleine zierliche Wellen. Die Mutter wetzte die letzte Sichel und sagte wie gewohnt ihren Spruch her:

E Gottsname ag'fange,
Well Gott, daß mer gern ufhörid!

Ich hatte den Sinn dieses Arbeitssegens lange nicht richtig auszudeuten gewußt; denn daß jemand beim Schaffen ungern aufhören könnte, das war mir nicht verständlich. Ich begriff erst, wie es gemeint war, als einmal im Nachbardorf ein Mann beim Heuladen rücklings vom Wagen fiel und das Genick brach.

Daß wir Kinder bei der Arbeit nicht griesgrämig und sauertöpfisch werden konnten, das brachte die Mutter ohne große Mühe fertig. Von Jugend auf mit jeder Bauernarbeit vertraut, vermochte sie auch jedem Tagwerk eine helle Seite abzugewinnen. Mit ihrem Schatz von gereimten und ungereimten Lebensweisheiten, Wetterregeln und alten Merkwörtern geizte sie nicht; sie wußte, daß ein Quintchen Freude und ein Bröcklein Kurzweil das Bittere erträglich und das Erträgliche süß machen können.

Ein Süpplein ohne Salz,
Ein Müslein ohne Schmalz,
Eine Rebfrau mit saurem G'sicht,
Bei denen dreien stimmt was nicht.

Nein, meine Mutter war keine von den Seufzerseelen, die immer mit dem Herrgott verzürnt sind. Sie wußte mit ihm umzugehn und anerkannte alles, was er nach ihrem Dafürhalten recht gemacht hatte. Ihr und unser Gesundsein galt ihr als Beweis dafür, daß Gott unsere Ureltern rein nur aus Gutmeinen aus dem Paradies hinausbugsiert habe, weil sie dort beim Nichtstun liederlich oder krank geworden wären.

Im Getreideschneiden hatte sie eine so unglaubliche Fertigkeit, daß wir ihr oft staunend zusehen mußten. Das ging wie gehext. Auch meinen zwei ältern Schwestern lief die Arbeit schon ziemlich gut aus der Hand, während mein Bruder und ich uns noch mehr in der Rolle des Lehrbuben bewegten. Wir mußten je und je einmal den Rücken grad machen oder einen aus Ungeschicklichkeit mit der Sichel verletzten Finger verbinden.

Beim Neunuhrimbiß auf dem Rasenbord unterm Schmalzapfelbaum stellte dann freilich jeder seinen Mann. Das war auch eines von den Gottgeschenken, für die sich die Mutter zu Lob und Dank verpflichtet fühlte: unsere immerwährende Bereitschaft, uns mit eßbaren Dingen zu beschäftigen, wo und wann sie uns in greifbare Nähe rückten.

Es gibt Höhepunkte im Leben. Für mich wie auch für den übrigen Familiennachwuchs waren diese Höhepunkte um jene Zeit nicht zu dünn gesät, denn wir rechneten dazu einstimmig auch die auf freier Flur sich abspielende Vertilgung der Zwischenmahlzeiten, die während den strengen Werkwochen von Heuet und Ernte ihren besonderen Reiz dadurch erhielten, daß zum hausgebackenen Brot jedes von uns als leckere Zugabe ein Scheibchen Magerkäse oder gar eine halbe Roßwurst bekam. Der im Baumschatten wartende Henkelkorb, mit einem Leinentüchlein verheißungsvoll zugedeckt, war jeweilen schon lange vor dem großen Augenblick der Brennpunkt unserer Gedanken, der unweigerlich näherrückende Wunderstern, von dem sogar die Arbeit einen dünnen Strahl abbekam.

Und heute war es der Mutter gelungen, unsere Erwartungsfreude mit ein paar vielsagenden und doch nichts verratenden Worten noch höher zu spannen. Ganz im heimlichen hatte sie am frühen Morgen die ersten Apfelküchlein dieses Sommers gebacken. In der großen braunen Schüssel wohlverwahrt, entstiegen sie noch warm der Tiefe des Korbes. Ja, nun wußten wir, warum sie in den letzten Tagen immer bemüht gewesen war, von den gefallenen Kornäpfeln die schönsten vor unsern Freßmäulern in Sicherheit zu bringen.

„Der Vater kommt heute nach dem Kirchgang in Nehrbach auch nicht an einen leeren Tisch, es ist keine Trauerleich", brachte die freundliche Spenderin wie zur Entschuldigung vor. „Da hab ich mir gedacht, wir dürfen uns zur Abwechslung auch einmal etwas Herrenmäßiges erlauben; besonders weil doch die letztjährige Frucht bis nach dem Emdet reicht. Es ist immer gut, wenn man den Garbenstock nicht zu früh anzehren und dazu das Mehl gleich von der Mühle weg verbacken muß.

Mühlewarm und ofenwarm
Macht die reichsten Bauern arm.

Wir durften also mit gutem Gewissen ein bißchen schlemmen. Und wir taten es auch, bewußt und mit der Fähigkeit des Genießens aufs freundlichste begabt. Einträchtig waren wir der Meinung, daß die Küchlein da im Sommerland draußen noch „gäbiger" zu verschmausen seien als daheim am Tisch.

Nachdem das Mahl seiner besonderen Eignung gemäß etwas vorzeitig beendigt war, gönnten wir uns noch ein kurzes Nachgenußweilchen auf unserem anmutig im Gelände gelegenen Flursitz. Die Gutwetteraussichten wurden kennerisch besprochen. Eine Hummel, die, über und über mit Milben behaftet, nicht mehr aus dem Gras aufzufliegen vermochte, ward gemäß mehrheitlichem Beschluß durch schnellen Erlösungstod aus ihrem Elend befreit. Im weitern wollte die Mutter dann wissen, was jedes von uns zuerst machen würde, wenn aus der Hälfte der heut abgeschnittenen Aehren in unserer Abwesenheit Goldstücke geworden wären.

Unwillkürlich wandten wir uns alle um, ob das Wunder am Ende bereits geschehen sei. Nein, es war alles im alten. — Mein Bruder war zuerst mit Raten fertig. Er wollte eine große Sichel kaufen, mit der sich alles noch stehende Korn auf einmal abschneiden ließe; dann brauchten wir nicht mehr zu buckeln, sondern könnten den ganzen Tag hier im Schatten sitzen. Mein Wunsch war schon auf möglichere Dinge gerichtet: mir mußte eine große neue Scheune her mit bequemer Heueinfahrt; dazu zwei dicke braune Pferde, damit ich beim Ackern auch gemächlich neben dem Pfluge herstapfen könne wie der Kaspar Strehlmann in Hannisgrüt. Von meinen Schwestern wollte die eine zur Eröffnung der Glückszeit ein Sofa in unsere Stube gestellt wissen, wie sie es im Kirchdorfer Pfarrhause gesehen; und die andere kaufte für die Mutter ein Seidenkleid, für sich selber ein neues Kirchengesangbuch mit einem Bild darin.

Sonntag in einer kleinen ungarischen Stadt.

Von Steffi Schaffelhofer.

Mein Einzug in Mezökövesd — einer kleinen ostungarischen Stadt — vollzog sich zwar romantisch, aber in beklemmender Einsamkeit. Es war noch nicht 10 Uhr abends, als der Zug, von Budapest kommend, in dem spärlich beleuchteten Bahnhof einfuhr. Mit mir verließen nur noch einige wenige ländliche Reisende den Zug.

Vor dem Bahnhofausgang bemerkte ich zwei Einspänner mit schlaftrunkenen Pferden und ebensolchen Kutschern. Sonst nichts. Von dem Städtchen keine Spur.

Die paar Reisenden hatten sich bald verlaufen. Wie wenn sie der Erdboden verschlungen hätte. Und so stand ich denn allein auf der mondüberfluteten Straße. Ich hatte es abgelehnt, ein Fuhrwerk zu mieten, da ich nach der längeren Bahnfahrt das Bedürfnis hatte, etwas zu gehen. Das Räderknirschen der davonfahrenden Einspänner verlor sich immer mehr in der Ferne. Die Fuhrwerke fuhren ohne Fahrgast in das Städtchen zurück.

Langsam wanderte ich auf der staubigen Landstraße nach dem etwa zwei Kilometer entfernten Mezökövesd, ohne einer Menschenseele zu begegnen, lediglich den Mond als